

Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

62. Sonnabend, am 4. August 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Für Kalobiotik, Kunst, das Leben zu verschönern, als neu aufgestecktes Ziel menschlichen Strebens, Wink zur Erhöhung und Veredlung des Lebensgenusses. Von Wilhelm Bronn. Wien, gedruckt und in Commission bei Karl Gerold. I. Lieferung 1835. II. Lieferung 1838.

Der Verfasser beabsichtigt die Andeutung einer Wissenschaft, welche, so wie Hufeland in seiner Makrobiotik die Lebensverlängerung lehrte, die Lebensverschönerung systematisch lehren soll. Ueber die an die Spitze gestellte Definition des Schönen als desjenigen „was unserer Vernunft, unserer Phantasie und unserem Gefühle so viel möglich zu gleicher Zeit und in gleich hohem Grade zusagt“ wollen wir mit dem Verfasser nicht rechten; genug, daß sie mit vielen andern Schönheitsprincipien auf gleicher wissenschaftlicher Höhe stehen, ja vor den meisten sich im wirklichen Leben praktisch und förderlich erweisen mag. Kurz, die Kalobiotik, als erst zu erwartende Wissenschaft, soll lehren, das Leben nach dem Gesetze des Schönen einzurichten, so wie die Moral daselbe nach dem Gesetze des Guten zu bilden lehrt; sie wäre die auf das Leben angewandte Aesthetik. Nun haben wir allerdings (dafür hat das Gewissen des Menschen und das Bedürfnis für das sociale Leben vorläufig gesorgt) eine Menge moralischer Pflichtenlehren in Compendien; wir haben aber wirklich wohl in der ganzen Literatur kein Compendium einer ästhetischen Pflichtenlehre (wie man die vom Verfasser angeregte Doktrin auch nennen könnte) ja nicht einmal eine Sammlung auf diesen Zweck hinarbeitender zusammenhängender Aufsätze, und in so fern dürfte das in's Auge gefasste Ziel allerdings ein neu aufgestecktes zu nennen seyn, so wie das Streben darnach ein höchst verdienstvolles und praktisches ist. In dieser Beziehung darf man wohl nur auf die ziemlich allgemein-gemeine Ansicht hindeuten: „daß die Erde so recht eigentlich ein Jammertal und die Menschheit eine Galeerenklavenmannschaft sey, welcher wenige Augenblicke der Erholung gegönnt sind.“ Der Verfasser weist uns nun mit vielem Geschicke und mit der praktischsten Ueberzeugungskraft nach, daß, wofern wir die

Welt und die Menschheit nur vom gehörigen Standpunkte aus in's Auge fassen, Erstere ein wohleingerichtetes Vaterhaus und Letztere eine — unter der Obhut eines weisen und gütigen Vaters — zu Glück und Freude berufene Familie sey. Unbildlich gesprochen: der Verfasser will andeuten: 1. was das Leben, von dem Standpunkte des Schönen aus betrachtet, an und für sich zum Genusse darbiete; 2. auf welche Weise dem Leben noch mehr Schönheit und Reiz eingefloßt werden könne. Der letzte Zweck hiebei wäre Erleichterung für die Befolgung des Sittengesetzes; der nächste Zweck Verschönerung des Lebens an und für sich. Es kommt dem geehrten Verfasser gewiß nicht in den Sinn, etwas durchaus Neues und Unerhörtes vom Himmel herabgeholt zu haben, sondern er setzt wohl mit uns Allen die Originalität und eigentliche Verdienstlichkeit seiner Leistung darein, daß er mit Bewußtseyn, Beharrlichkeit und wenigstens mit Hindeutung auf ein künstliches System (welches der lebenswürdige, schön sinnige und lebenserfahrene Mann, als welcher er auf jeder Seite seines Werkes sich zeigt, uns nicht zu lange vorenthalten wolle!) — ein Ziel verfolgte, welches bisher nur unbewußt, zufällig und haltungslos in's Auge gefaßt wurde, und daher unerreich, ja selbst unbeachtet blieb. Was in aller Welt wäre denn wohl unter der Sonne noch nagelneu? Unbeachtetes, Ueberschenes glücklich treffend, allgemein hinwirkend zu sagen, ist in unserer, Unbekanntes ekelhaft wiederkäuenden Zeit auch schon originell und dabei vom höchsten praktischen Belange. Und so hätte denn ein bekannter südwestdeutscher Aristarch gewaltig unrecht, wenn er in seiner bekannten wegwerfenden Manier das 1. Heft mit der Bemerkung anzeigte: „das Buch bringe nur allgemein bekannte und geübte Dinge vor.“ Weit gefehlt! Der Aristarch klopfe nur an die eigene Brust und frage sich, ob er selbst Kalobiotiker sey? und ob er selbst nicht viel von unserm Verfasser lernen könne? Aber — das Buch ist ja offenbar aus Goethe herausgewachsen, wie ein Eppich aus dem Lebensmarke eines gewaltigen Riesenstammes — und hinc illae lacrimae! — Ja, in den Alten und in Goethe liegt die ganze Kalobiotik, aber als unentwickelter Keim; Anerken-

nung daher dem edlen Bestreben des Verfassers Blüthe und Frucht vollständig zu entwickeln! — Von der Trefflichkeit der mitgetheilten einzelnen Aufsätze — mögen die geehrten Leser durch eigene Einsicht des äußerst gefällig ausgestatteten wohlfeilen Buches sich selbst überzeugen! Es sind folgende: Erster Theil, Seite 1; Schlüssel zum Ganzen. II. S. 14; Natur als kalobotische Quelle. III. S. 29; Geschichte als kalobotische Quelle. IV. S. 54; Skizzen der Kalobotik. V. S. 107; Dessenliche Anstalten als Beförderungsmittel der Kalobotik. VI. S. 161; Stiftungen als kalobotische Quelle; (hier wird gelegentlich eine wahrhaft klassische Idylle: Der Maibaum, aus dem noch ungedruckten Nachlasse des reichbegabten verstorbenen Dichters Eugen Wefely mitgetheilt.) VII. S. 195; Nutzen des Schönen für's tägliche Leben; (ein argumentum ad hominem an schlagender praktischer Kraft der Durchführung.) VIII. S. 244; Italien für Bildung des Fremden. Zweiter Theil, S. 1; Vorwort. S. 9; Schlüssel zum Ganzen. I. Allgemeines: a. Die Poesie für Lebensverschönerung. b. Volksmärchen. c. Poesie des Wirklichen. II. Aus Kalobotikers Tagebuche: a. Beruf. b. Nationalkalender. c. Die Försterfamilie. (Idyllen im schönsten Sinne des Wortes.) III. Aus Italien: a. Florenz und bildende Kunst. b. Der Ofen und Italien. c. Erste Engagirung einer jungen Primadonna. d. Die Wassermelone. e. Die Theaterloge. f. Die Salongesellschaft am Meere. (Kunstreflexionen, humoristische Skizzen, Genrebilder und Novellen pikantester Art.) Man ersieht schon aus dieser trocknen Anführung, wie Mannichsaches und Anregendes hier dargeboten wird. — Möge daher die wohlgemeinte Ausfaat aus kunstgeübter Hand einer reichen Erndte entgegenreifen!

Eduard Silesius.

Gedichte von R. J. Schuler. Mannheim, bei Tobias Köppler. 1838.

Der Verfasser nennt, wie aus seinen Gedichten hervorgeht, tüchtige Namen im Gebiete der Poesie — seine Freunde. Er besingt der Herrn mehre. Justinus Kerner ist der Schutzpatron, dem er das Buch dedicirt. Karl Mayer wird oft erwähnt, auch Uhlands nicht vergessen, dem Freiherrn v. Wessenberg ein Lied geweiht, und Menzel'n ein gleiches gesungen. Herr Schuler geht noch weiter; Seite 266 finden wir sogar eine beißende Allegorie an den Kritiker (79) in den Brockhaus'schen Literaturblättern, der unsers Autors früheres Werkchen „der Herbst“ scharf beurtheilt. — Soll ich ein gleiches erwarten, der ich nicht im Stande bin, Schu-

ler's Gedichte zu loben? Und geschähe es auch! meinetwegen! — Was wäre die Kritik und der Kritiker, wenn sie auf die gereizte und verletzte Eitelkeit eines Autors reflektiren wollten?! — ich glaube, ein wahrhaft überflüssig, noch mehr, ein schädlich Ding. — Drum ruhigen Muthes zur Sache.

Es ist ein inhaltreiches Buch, das wir vor uns liegen haben, es zählt 282 Seiten. Es bringt Lieder des Frühlings, des Sommers, des Herbstes, des Winters, der Liebe, der Trennung. Das vierte Buch bringt Gedichte unter dem Haupttitel „Tod“ — das fünfte „Erzählungen“, das sechste „vermischte Gedichte.“ — Viel unkorrekte Prosa in gebundener Rede! Besehen wir gleich die ersten zwei Verse des Buches:

„Und Du unterstehest Dich
Süßes Weitzen, aufzukeimen?“

so wird Niemand leugnen, daß dieß kein poetisches Entrée ist. Welch dustig Wort: unterstehest!!

Seite 30: das Gedicht „Die Käfer“ beginnt also:

Auf jener Blum kenn ich Dich
Du goldner Wühler;
Du tauchst im Kelche wonniglich
Die rothen Fühler.

S. 32: „Unter dem Donner.“ — Soll wohl heißen: während des Donnerens.

S. 37 ist ein Gedicht „Einsamkeit“ und beginnt:

Der Sonne so in's Angesicht
An jeglichem Morgen sehen,
Mit spielender Lüfte goldnem Licht
All Leid und Schummer verwehen:

O Stille, Stille der Einsamkeit
Du Meierhof in den Lüften
Mit prangenden Pappeln, stolz gereicht
Vor süßen Apfeldüften!

S. 54. Ich stelle buchstäblich treu das ganze Gedichtchen „Im Wald“ her.

„Mädchen, mit den dürrn Hecken
Ueber Deinem blonden Haar,
Willst Du so mich listig necken,
Blickst mich an so frisch und klar.
Daß Dein Haar ganz andern Gold's
Als das gelbe Laub am Holz
Und Dein Antlitz froher Mai
Nicht, wie Reifer, Jenner sey?“

S. 61:

„Durch Tannewald im Moosethal
Ging ich betrübter Seele —

und

Nur schien des Mondes kaltes Klar“ u. s. w.

„Kaltes Klar“ für — nicht erwärmend helles Mondlicht — gebraucht. Wie weit soll es mit der deutschen Sprache noch kommen?!

„Viel Zucker lag zur Erde.“

„Zucker“ — figürlich für Schnee. — Bon appetit!

S. 62:

„O seliger Familientraum“ — (Behüte Gott!)

S. 77: Der Verfasser spricht die „Moosrosen“ an:
Ueber Euren stillen Minnen (Mienen)
Steh ich lang in trüben Sinnen u. s. w.

S. 101: Ein Gedicht „Beim Tange;“ — man höre folgendes daraus:

Es blicket die Sense
Das Fenster hervor
Und streifet die Kränze
Am niedlichen Ohr;

Es sinket die Binde
Vom hüpfenden Haupt:
Nicht haben die Binde
Der Braut sie geraubt.

Es ist nicht möglich, verworrener zu schreiben und deutlich bringt sich hier die Wahrheit auf, daß es Dichter giebt, die nur reimen, wenn auch sinnlos.

S. 104: Oft sah ich den Himmel so
Mit den stillen Augen an,
Daß ich durch die Sterne floh
Auf der Engel goldne Bahn!

S. 106. Wie ungeschickt ist es, wenn man schreiben muß der lieben Scansion willen: „Schneer.“

S. 124 mahnt das Gedicht „Unsterblichkeit der Blumen“ wahrlich massiv an Lenau.

S. 128 steht:

Weil die Nacht
Sich herbeigemacht. (Ist das auch Poesie?)

S. 133 beginnt das Gedicht „Ihr Brief:“

„Buchstaben ihrer lieben Hand,
Gleich Blumenstrauß' in einem Band“ u. s. w.

S. 136:

„Du einzige Nacht noch! dann will ich nicht weichen,
Vom Berg, bis die Liebe mein Auge kann reichen.“
(Vielleicht: erreichen.)

S. 140: Ach! die Zukunft stand nicht weit
Mit der Jugend manchen Früchten.

S. 141: Das Gedicht „Aus der Krankheit meiner Schwester“ hebt also an:

Meine Schwester ging zu sterben
Reichte mir die bleiche Hand,
Uebte sie in meinem Haare,
Trieb mit ihrer Stärke Tand.

S. 143: An meine Schwester Julie. († 19. Juni 1835.)

„Weint ich, als Du stumm und bleich,
Schwester in dem Sarge schliefe?
Als Du aus des Dichters Reich
Schwester, mir darnieder riefest?
Weint' ich, weil Dein heilig Herz
Gott mir jeho ganz gegeben?
Weil der Erde schwerer Schmerz
Wonne wird, mit Dir zu leben?“ u. s. w.

S. 147: Aber süße lächelnd sah
Sie des Todes Bildniß nah;
Sah den Engel unverwendet!
Den der liebe Gott gesendet!

S. 169: Dorothea jeho wiegt
An den Theuersten geschmiegt
Der in weicher Wiege liegt;
Küßt die kleinen Händ' gefalten,
Legt mit sanftem Mutterwalten
Den Schleier auf.

S. 195: Flattre, Du des Sturms Gewand
Um mein elend, stürmisch Wesen!
Trag' es über Menschentand
Zu des freien Bergs Getöfen!

Schlage meine Blicke zu,
Stürm' um meine Ohren,
Da, wo Raben und Uhu
Gegen's Leben sich verschworen.

S. 205 sagt Herr Schuler „scheinendes“ Glück statt scheinbares Glück.

Doch genug. Es ist keine Kleinigkeit, sich zwischen solchem Gestrüppe durchzuarbeiten. Wer sagt auch Einem Dank dafür? Die gute Sache! — Hm! — Oder der beurtheilte Schriftsteller, wenn man ihn mit aller möglichen Nachsicht und Geduld auf seine Schwächen leitete?! — ja, ja, der Beurtheilte. Scilicet!

Nicht ohne Absicht habe ich im Eingange meiner Kritik von Schulers Gedichten seiner poetischen Freunde gedacht; diese hätten auf das Manuscript als wahre Freunde einwirken können, insbesondere der lebenswürdige, hellsehende Justinus Kerner. — Sense — Kränze, Lerchen — Bergen, Holz — Gold's, Oden (Odem) — Boden, Labyrinth — ergründen, Auge — tauche, — wer solche Lizenzen braucht, wie Herr Schuler, mag entweder ein greiser Dichtersfürst seyn, oder gar kein Poet.

Noch muß ich bei diesen Gedichten bemerken, daß sie einen Beitrag zu jener Poesie bilden, welche sich im Nebeltappen die Heimath sucht, jener haltlosen, abgerissenen Skizzenmanier, wo der Autor ein Drittel sagt und zwei Drittel den Leser errathen lassen will.

Will man des klar Ausgesprochenen, des etwas Haltbaren im Buche, erwähnen, so mag man auf die Gedichte Seite 17, 41, 44, 95, 115, 150, 167 und noch andere hindeuten.

Wir haben bisher mehr die Form im Auge gehabt; was die Grundideen der meisten Lieder dieses Bandes betrifft, so darf ich ehrlich sagen: Form und Idee gehen in dem Buche Hand in Hand!

Rudolf S.—.

Kurze artistische Notiz.

Magdeburg hat seine dießjährige Ausstellung am 1. April eröffnet. Als das Hauptbild galt bis jetzt ein Gemälde von E. Sohn in Düsseldorf, Romeo und Julie in der bekannten Balconscene darstellend. Noch fehlen Haupttendenzen aus Düsseldorf, Holland und Italien.

Zeitschriften = Musterung.

XL.

Die letzten Nummern des

Phoenix, Nr. 150 bis 154

enthalten noch manches recht Schätzenswerthe. Dahin gehört besonders F. G. Wegels Iduna aus dessen ungedrucktem Nachlasse, K. B. in Sachen des journalistischen Nachdrucks, und J. Funck's Dichter Friedrich von Spee als Wohlthäter der Menschheit.

Karl Beck singt in Nr. 122 und 126 der

Zeitung für die elegante Welt

stille Lieder gleich andern jungen Liebenden. Hermine endet fragmentarisch Nr. 124. Mit Vergnügen begegnen wir dem freimüthigen und geistreichen Verfasser der Briefe aus Schwaben und Franken Nr. 125 und 126 in dem Aufsage Ewald in Tübingen mit gleichen Qualitäten wieder. Bei der Bemerkung aus Pesth ebendort, daß der Correspondent vergeblich in deutschen Blättern nach dem Namen Wesselenyi gesucht habe, verweisen wir ihn auf Nr. 91 der unsern, wo seiner allerdings mit dem Beisatze „der kühne Schwimmer“ erwähnt.

Unter den gegenwärtigen schönen Ausichten auf die Krönung Kaiser Ferdinands in Mayland, ist ein Aufsatz den Dr. Meynert in Nr. 124 der

Allgemeinen Theaterzeitung von Bäuerle über die eiserne Krone mitgetheilt, sehr dankenswerth. Das Costümebild, Herrn Nestroy als Bertram in Robert der Teufel darstellend ist charakteristisch.

Die anziehende Schilderung von Hans Christian Andersen, welche wir in Nr. 150 flg. unserer Blätter abdrucken ließen, giebt auch aus dessen „Nur ein Geiger!“

der Gesellschafter Nr. 99 flg.

Victor Lenz behandelt Nr. 100 die kirchliche Frage, und Karl Simrock theilt die drei guten Rätthe (wohl besser, der dreifache gute Rath) in Nr. 101 flg. mit. Das Literaturblatt Nr. 18 ist sehr reichhaltig.

Es haben auch schon andre Zeitschriften die heut zu Tage sehr seltne Bitte des

Oesterreichischen Morgenblattes

um Completirung fehlender Exemplare glückwünschend bemerkt, welche Nr. 69 wiederholt wird. In Nr. 70 finden wir eine artige kleine Erzählung von Castelli, Künstlerzerstreuung, nach einer wahren Begebenheit. Die von Max Schmidt Nr. 66 bearbeiteten Pariser Notabilitäten sind für oberflächliche Bekanntschaft nicht übel. Besser gefallen uns aber stets dessen gut getroffene Silhouetten aus Wien. Nic. Desterlein setzt Nr. 71 seine Lilien aus Vicienfeld als geschickter Gärtner fort, sammelt auch nächstdem ein merkwürdiges Allerlei. In Nr. 73 und 74 finden wir eine kleine Novelle von J. J. Hannusch, der alte Landsknecht, und eben da auch den Anfang der Schicksale der ersten englisch-amerikanischen Niederlassungen am stillen Meere.

Der achte Band der

Neuen Zeitschrift für Musik,

schließt mit den Nummern 49 bis 52 wo wir noch vom Herausgeber einen recht unterhaltenden zweiten Quartettmorgen finden. Dagegen meistert noch E. F. Becker in Nr. 50 auf eine mindestens sehr inhumane Art den wackern Fr. Kochlig und unwillkürlich mußte uns dabei eine alte Fabel einfallen. Nr. 52 spricht Hermann Hirschbach etwas oberflächlich über Clavier-sonate und Streichquartett.

Robert Hellers wackre Erzählung, der Fabrikherr, schließt in Nr. 138 der

Rosen.

Der Aufsatz Nr. 139 und 140 über Sir William Phipps, Gouverneur von Massachusetts ist seiner Stelle werth. Der Bericht aus Leipzig Nr. 137 flg. spricht sich sehr streng über einige gastirende Bühnenkünstler aus.

Lh. Pell.